

Da sie aber selbst die Bilder nur für 4000 Livres erworben hatte, lieferte sie, unaufgefordert, die überschüssigen 30 000 an die Witwe des Künstlers ab. Es ist betrüblich, sich eingestehen zu müssen, daß derlei in unsrer Zeit kaum noch möglich wäre. Trösten wir uns also damit, daß im Punkte der Modetorheiten beide Zeiten einander nichts vorzuwerfen haben. Die Mode erscheint mit allerhand Witzereien ziemlich regelmäßig in den Abendblättern. Mit Behagen wird mitgeteilt, wie bereits Montesquieu sich darüber lustig gemacht hatte; und man sucht es ihm gelegentlich darin gleichzutun. Doch in andern Fällen wird auch ein feierlicher Ernst für Modefragen aufgebracht, etwa in Sachen des Turbanschmucks: ob dieser ganz oder halb mit Blumen und gefärbten Steinen verziert werden soll; ob mit Krepp-, Samt- oder Bahngarnierung; ob in Weiß, Rosenrot, Grau, Gelb oder Himmelblau, „grün fast gar nicht, und die Federn stehen mit den Blumen in gleichem Kredit“. Auch daß der „Lugus in Zimmerverzierungen“ außerordentlich gestiegen sei, wird andächtig vermerkt. Während früher gemalte Leinwand genügte, verlangt jetzt schon die Bürgersfrau, nach dem Vorbild der vornehmen Dame, eine Seidengarnierung; und nicht bloß an den Wänden, sondern auch am Plafond. Mit allem Krimstrams nebenher kostet also jetzt (März 1811) ein einzelnes Zimmer „mehr als sonst ein ganzes Logis“.

So blicken wir durch das Fernrohr der „Abendblätter“ manchmal auf recht unterhaltende Weise in diese um mehr als ein Jahrhundert zurückliegende Zeit hinein. Eine Reise von Wien nach Salzburg erschien damals als ein abenteuerliches Unternehmen. Die Schauspielerin Henriette Hendel-Schütz hatte eine solche gemacht und berichtet in vier Fortsetzungen, übrigens recht anschaulich und guter Laune, über diese „achtägige, gefahr- und mühevollere Reise“. Auch vom Pariser Carneval, von italienischen Erdbeben und von englischen Seepiraten können wir in den Abendblättern erbauliche Dinge lesen. Und wenn sie über die neue Zensurverordnung in Oesterreich berichten, so erscheint diese dem „vergessenden Beobachter der Zeitbegebenheiten“ in Preußen immerhin „merkwürdig“ und vielleicht gar nachahmenswert. Wollte man drüben auch „alles Argernis und alle Verführung der Schwachen und Unmündigen“ vermeiden wissen, so sollte doch „kein Strahl nützlichen Lichtes verhindert werden“. Daß dies in der Praxis trotz der zugesagten „Nachsicht“ nicht ohne Härte und Hinterhältigkeit ausgeübt wurde, wird der Preuze Kleist kaum gemußt haben. Schwerlich aber hätte er mit seinen Abendblättern in Wien angenehmere Erfahrungen gemacht als in dem ihn verkennenden Berlin.

Ungarische Arabeske um Budapest.

Von Benno Ekan.

Man nähert sich durch eine angenehme, gleichgültige Landschaft, umfährt einen langgestreckten Hügel, auf dem die glatten Mauern eines stachen Kastells sichtbar werden, der Abfall der Großstadt liegt rechts und links, in einem ausdruckslosen Bahnhof ist höchst lebhaftes Wesen, der Wagen fährt durch breite unpersönliche Straßen, vom beginnenden Dämmerlicht ein wenig verbessert — hell beleuchteter Hoteleingang, zwei Treppen, ein großes Zimmer, man schreitet hindurch auf den Balkon hinaus — und ein Bild lacht laut auf, wie es, man kann es ruhig sagen, ein gleiches in Europa nicht gibt. Ein lebendig strömender Fluß zieht unter Lichtglimmer vorüber, drüben am andern Ufer erheben sich hohe Berge in scharf auf und ab bewegten Silhouetten, Schiffe fahren, weiß und licht glänzend, vorbei, Trompetentöne schallen von drüben abgemildert zu uns her, und auf den Kuppen der dunkelwobenen Hügel glitzern zahlreiche bunte Lampen. Dem frohen Bogen des Flusses folgen freundlich zugeneigt die Hänge, Kränze von Gestrümmern verbergen spielend ihre wirklichen Formen. Kann man aber, geblendet, entzückt und leicht berauscht, den Blick von dem völlig unerwarteten Anblick lösen, so muß man den uns schon lange durchs Ohr schmeichelnden Tönen eines geigendurchwobenen Gesummens folgen, das sich unter unsern Füßen brodelnd bewegt. Ans Hotel angelehnt und die ganze Flucht weiterer Häuser entlang sind Kaffeehäuser und Restaurants. Die schmale Straße vor ihnen ist gesäumt von buschigen, nicht hohen Azazien, über denen der Glanz der vibrierenden Wasserfläche aufsteigt. Unter den Baumreihen aber und den hellen, von ihnen wechselvoll durchschatteten Lichtflächen hindurch zieht, schiebt, zögert eine frohe, flatternde Menschenmenge in unaufhaltsamem Gestrome vorüber, lächelnd in Wirklichkeit und lächelnd durch sich selbst. Bunte helle Kleider, weiße Hüte und Hosen versinken in die Dunkelheiten und tauchen heiter wieder auf. An den Straßen und den erweiterten Plätzen ausgebuchet folgend stehen Reihen von gelben Sesseln. Gesprächige Frauen sitzen da, erheben sich bald, ziehen ein Stück weit im Strome mit und usern sich mit leis ermüdenden Gliedern und dunkler gewordenen Augen irgendwo wieder an. Von stark besetzten Zigeunerkapellen schmiegen sich die den Rhythmus zackig auswölbenden Seigen dem bizarren Eindruck an, jämeichlerisch zum Scheine, doch herrlich und herrschend in Wahrheit. Schiffsglocken, ein ferner Gesang, die jenseitigen langen Trompetentöne dringen nun wesentlich in das sich in Abendhämmer, in Nachtbeginn auflösende Optische ein. Die Berge, kurz vor dem Erlöschen ihrer Kraft, dunkeln noch einmal machtvoll auf, dann versinken sie, Form und Farbe bisher, in die Wesenlosigkeit der Nacht. Kleine Lichter führen nun das große Wort, annähernd wird der Klang der Musik, das Recht der Töne rings umher. Die

positiven, die greifbaren Dinge sind verdrängt, die unbegreiflichen und ihre zitternden Sinnlichkeiten beginnen ihren Siegeszug breit über ein Bild hinweg, das einer steil aufsteigenden chinesischen Tuschlandschaft gleich ist in ihrer etwas knochenlosen übereinander-schichtung verschiedener Räume, die zwar schwarz und tiefgrau zueinanderstoßen, sich aber dann durchsichtig und mimofenhaft wieder voneinander lösen. So ist es auch hier. Vom Wirklichen abgeleitet ins Gleichnishafte, in den Formen der Körperlichkeit ein Schemen. Abbild nur wie die zarte Haut der Tsiza virás, der „Blume der Theiß“. Wir werden sie noch kennen und mit Nührung lieben lernen.

Ist es merkwürdig, daß ein Volk in dieser Umgebung phantastisch wird? Daß sich ihm die Dinge übergroß gestalten, auch wenn sie keinen Kern haben? Seit alter Zeit gilt Ritterlichkeit und Stolz als ihre Wesensart. Aber auf was steht das? Fehlt nicht meist oder gar stets die Fundamente, die durch Zähigkeit, Ausdauer und unausgesprochene Grundsätze gebildet werden und die Bäume der Kultur zu tragen vermögen, die so nur meist aufschiehende Rohre bleiben? Entzückend, rührend zugleich, aber beklagenswert und grotesk ist die hingeschmolzene Begeisterung über alles Heimatlische. Alles ist, auch wenn es nichts ist, von unvergleichlicher Schönheit, in der Welt nicht wiederzufindender Seltenheit, nie gesehener Vollkommenheit. Die Stimme zittert, die Augen glänzen, schönste Worte rollen über die erschaute Herrlichkeit dahin — die in Wirklichkeit vielleicht nicht mehr als eine freundliche Mittelmäßigkeit darstellt. Kein Maß gibt es da, kein eignes und kein fremdes, wie weit auch der Verzückte überall herumgekommen sei — kein sachliches und kein moralisches Hemmnis. Alles schwindet vor dem Patrioten ins Nichts, ebenso wie Moral und Unmoral, Gesetz und Zigeunertum in ihrer Verwirrung bei dem Fremden jetzt ein Gefühl des Staunens, jetzt das der Abwehr hervorrufen. Der rotleuchtende, heimatlisch brennende Paprika überzieht mit seinem alle andern Gewürze beherrschenden „echt ungarischen“ Geschmack die ganze Epoche und verhindert jegliche Prüfung der Qualität. Feuer der Einbildungskraft, Begeisterung ohne Grenze.

Und doch kann man ihnen nicht lange böse sein. Stets im Laufe ihrer Geschichte bedrängt und betriegt, völliger Vernichtung ausgesetzt, in ihrer Gutmütigkeit und aufflammenden Talkraft für andre ausgenutzt, das jahrhundertelange Glacis der Türken gegen uns übrige hat dies schöne und fruchtbare Land eine wiederholte Verwüstung erlebt, gegen die der Dreißigjährige Krieg eine Kleinigkeit war. Die große, reiche Kornkammer Europas, das von der Natur umhögte und geschützte Land, im weiten Bogen seiner karpathischen Berge von prachtvoll dahinziehenden Flüssen fegensreich durchströmt, es ward so kahl und leergefressen und ausgebrannt, daß aus den Jahrhunderten nach der Taufendwende auch nicht das kleinste Dokument auf uns gekommen ist. Nicht eine Burg, nicht eine Stadt. Kein Buch und kein Stein, kein Gefäß und kein Gewand. Das haben die Ungarn für uns erlitten, und in allen Betrachtungen soll man das nie vergessen. Und was zerstört worden ist, kann man abend sehen in den Sälen des Nationalmuseums, wo in außerordentlicher Fülle die Zeugnisse der Zeiten und Völker liegen, die jene Gebiete einst bewohnten und die eine Kultur zu schaffen begonnen hatten, deren Reste uns zu staunender Bewunderung zwingen. Hier sind, nicht etwa nur historisch auf uns wirkend, Dinge, deren unmittelbare Kraft, deren Phrasenlosigkeit und Klarheit dem entsprechen, was man, suchend nach Erneuerung, so hübsch den „Rhythmus unsrer Zeit“ zu benennen pflegt. Hier liegen zu Hunderten Stücke, bei denen die Kunstgewerbeschulen mit ihrem theoretisch beschworenen Zeitgeist sich glücklich preisen würden, wenn ihnen ein gleiches an Verbindung von Reichtum und Einfachheit, von Zweckbestimmung und Schönheit einmal einfielen. Ein Gang durch die hellen Räume, in denen die Schätze dieser frühen und reinen Zeiten aufbewahrt werden, wie sie kaum ein zweites Mal irgendwo zu finden sind, ist die größte Freude für den Kunstfreund, die nur getrübt ist durch die Klage, daß dieser starke Beginn so bald zu Ende gehen mußte.

Daß die Jahrhunderte des Kampfes um den nackten Boden und später die Zeit nach der Verödung ein Aufkommen eigener Kultur unmöglich machten, nur das Einströmen fremden Guts brachten und so trotz allem Bemühen eine eigenliche ungarische Kunst nicht entstehen konnte. Trotz allem Bemühen. Denn es ist ergreifend zu sehen, wie ein heißes Herz und eine schweifende Einbildungskraft heute alles daran wenden, eine nationale Kunst zu haben oder wenigstens es zu glauben. Wo man hinblickt, ist dieser Eifer und Opfer Sinn zu finden, der mit allen Fasern strebt, aus der geschichtlich in Wahrheit großen Vergangenheit nun auch Formen und Zeichen zu gewinnen, die das ungarische Wesen auch äußerlich dokumentieren und vor allem dem neuen Werden nicht nur Symbol, sondern auch sichtbare Gestalt geben sollen. In Museen wird gesammelt, was in der Übersutung durch die fremden Stile kleinste Ausdeutung nationaler Charakteristik erlaubt. In dem Werk der Maler des 19. Jahrhunderts, deren Reihen vorzügliche Künstler von größtem Können aufweisen, die ehrenvoll, an Europa gemessen, bestehen, wird gesucht und nach dem Bibelspruch auch gefunden, was dem madjarischen Herzen so teuer ist, die nationale Seele. In Architekturen wird ein südöstliches slavisch-türkisches, über die tatarische Herkunft selbst aus indisch-chinesischen Bestandteilen ergänztes Ornament geschaffen, das doch nicht mehr als Ornament zu sein vermag, während, unerkannt und unbenuzt, die Elemente, die unsrer heutigen Zeit so rätselhaft verwandt sind, in den Bruchstücken daliegen aus der Zeit, da die Urvölker nacheinander in die

ungarischen Ebenen einzogen, sich ansiedelten und froh zu leben begannen hatten. Die Türken zerschlugen alles, der Westen fraß sie von innen auf, tragischer rang dies tapfere Volk um seine völkische Seele als irgendein andres. Von Österreich durch die Jahrhunderte von Europa abgeschlossen, ihm und seiner Kultur ohnmächtig verfallen, dann durch die Umstände erst politisch und später im Ausgleich von 1867 wirtschaftlich selbstständig geworden, glaubt es nun alles nachholen zu müssen. Das ist zwar edel und groß gefühlt, in dieser Form und Zeitspanne aber sinnlos und phantastisch. Darf man da vom gewachsenen Boden Europas her die Achseln zucken, wenn sich das Bild des Ungarn, hochbegabt und voller Hoffnung, stets in Kürze ohne Kraft erweilt, sein Ideal zu verwirklichen, wenn Zynismus seine junge Seele erfüllt und seine schlechten Eigenschaften, ohne Widerstand zu finden, über ihn kommen? Ist es verwunderlich, daß die ein Jahrtausend zupackende Zange des Ringens erst gegen Ost um das Leben, dann gegen West um das Wesen ihn müde machte, daß die Kräfte zur Fortsetzung tapfer begonnenen Fortschrittes leicht erlahmen, und daß dann primitiv grausame Gedanken, russische Ergebenheit, jähe Rachsucht und wiederum stumpfe lethargie die auflosende Größe unselbig überschatteten? Daß der Balkan vordringt und die tatarische Barbarei? Muß nicht unsere Teilnahme und unsere Bewunderung allein dem Umstand gelten, daß dies Volk als Nation überhaupt noch lebt? Bruderlos und hinter dem Schleier einer unverständlichen, unverständenen Sprache, in Gedanken und Gedichten eingeschlossen in eine Isolierung, deren Druck wir uns kaum vorstellen können, und an deren Sprengung die stärksten Kräfte verzweiflungsvoll verbluteten.

In den unbeschreiblichen, unendlich aufklärungsreichen Liedern erkennt man, was sie ersehnten und was sie waren, was sie sein möchten und was sie, trotz allem, sein könnten und vielleicht dereinst sein werden. Es ist unmöglich zu glauben, daß das Lied ihr Grab sei. Aufsteigen werden aus ihm die Könige aus dem Hause Arpad, der stolze Kákócz und die Wonne Petöfi. Man sieht sie und hört den metallenen Klang ihrer stolzen Seelen, wenn auf einem jenseitigen Berg hoch in einem Garten über der nächtlichen Donau bei braungoldenem Wein der Zigeuner sich nähert mit dem unbestimmbaren Auge und leise zu spielen beginnt, während sein Kumpan, die Geige senkrecht an die Brust gehalten, eine ferne Begleitung streicht, den ewig ziehenden Wellen der Theiß, dem gespenstigen Rauschen der einsamen Akazien nachzuklingen. Aus diesen leisen Tönen steigt die Singgeige auf, in zarter Eindringlichkeit, in weher Bereitschaft, sogleich zu verlöschen, wenn der Schmerz zu stark wird und völlige Verlorenheit den versunkenen Hörer und auch uns, den Fremden, ergreift und man aufheulen möchte, Heim und Haus vergift und wortlos, zeichenlos dem Zigeuner Macht, immer mehr Macht gibt, bis man tief zu Tode in Trauer auffährt, den „Wind, der um Reszar, die Burg, streicht“, zerreißen will und nur mit dem Blick einen Marsch der Kuruzzen verlangt, damit man sich so weit ermannen kann, aufzustehen, heftig das Glas zu erheben und tränenüberströmt aufzuschreien, nur um wieder Luft und Licht der Gegenwart zu gewinnen. Dann setzt schwer ein Tschardasch ein, und in betäubender Lust muß und soll das glühende Phantom Ungarns versinken, erstickt werden. Wer kann hier leben, wer hier kalt und tätig sein? Wer muß nicht dieses Land lieben, wenn er es auch, verwundet, fliehen wird?

Den musikalischen Klängen gleich zieht die abendliche Silhouette der schönen Stadt über den Himmel hin, auf und ab in jähem Schwung, sanft gehängig weiter gleitend in die nebelhafte Ferne. Am Tage enttäuscht sie nicht. Bizarr kühne Brücken schwingen von Ufer zu Ufer. Dunkelgrün gefleckte, ganz hellgraue Gesteine schieben sich bis ans Ufer und stürzen, mitten in europäischer Großstadt, zwischen Häusern und Verkehr aus Hunderten Metern senkrecht in den nicht überraschten Fluß. Berge auf und ab. Auf dem einen ein geducktes Kastell. Was soll es über dieser heitern Stadt? Warum setzte es Habsburg über sie? Schämt es sich und verbirgt sich darum? Schön und groß sind die Wege beiderseits des Flusses. Sie sind das Schönste von Budapest. Die Stadt selbst, im letzten halben Jahrhundert gebaut, hat Straßen und Gassen, Promenaden und Parke, die nichts Unterscheidendes zeigen. Weder an Bauwerken noch an Menschen, nicht an Abschnitten noch an Szenen. Farblos, uncharakteristisch. Einzig ein Durchbruch zum glänzenden Donauaspekt ist immer neuer und unergleichlicher Reiz. Auf breitem Hügel liegt thronend das Schloß in Ofen. Ein königlicher Anblick, aufgestaffelt, viefrentig, beherrschend. Man steigt zu ihm hinauf. Es ist leider Imitation im Stil und Lärm im Material, schlechtes Barock von vorgestern aus Zementputz. Gleich neben wenigen stillen alten Palais und Gassen aus maria-theresianischer Zeit falsche romanische Burgenromantik einschließend Goldmosaiken. Schade. Künstlich und gewaltfam ersehnte Größe — dabei aber unecht! Es erinnert einen an die Vorherrschaft der Geste. Interessanter an Erfindung und Gestaltung ist das gotisch stilisierte Parlament, einzigartig nur mit breiten Treppen an das steinerne Ufer hingestellt und von innerer Sicherheit trotz des adoptierten Stiles in sich zusammengewachsen und irgendwie aus seiner Heterogenität heraus dennoch überzeugend. Zauberrisch erglühende, muskeltropfende Gärten mit Wein und Tanz und schönsten, offen lachenden, schnell zutraulichen Frauen auf Berghöhen und baumumrauschten Flußinseln. Aber ein sehr gepflegtes Museum mit wenigen auserlesenen Schätzen italienischer Renaissance und deutscher Gotik läßt zwischen durch ahnen, was fehlt. Nicht an Objekten, sondern an Reife. Nicht an Greifbarem, sondern an Atmosphärischem.

Wiederum schiebt in die Bude der fanatische Patriotismus ein, der rührt und doch nicht überzeugt. Die Auflösung der Hauptvölker, die den ungarischen Boden seit tausend Jahren bewohnen, zu einem kulturell Gemeinsamem ist keineswegs vollzogen. Madjaren, Slawen, Juden und Deutsche sind durchaus verschieden, landstrichweise und in der städtischen Ansammlung. Aber ganz und gar eingeschmolzen sind sie als ungarische Nation, und es ist vielleicht ein nur in den Vereinigten Staaten angetroffener Zustand, daß das Nationale, das Völkische in der Gesinnung so vollkommen durchdringt, überragt und beherrscht. Ist hieraus eine Hoffnung für die

Zukunft abzuleiten, ist der Wille im Leben der Völker stärker als das Blut? Es wird daher ein allgemeines Beispiel werden, was aus den Ungarn an Leistung entstehen wird, und sie haben ebenso sehr eine bedeutungsvolle Aufgabe, als die Welt ihnen Aufmerksamkeit und Teilnahme zeigen muß. Ein viel gequältes, nunmehr ganz allein dastehendes Volk fordert Ermunterung und Beachtung.

Wir fuhren noch ins Land hinein, sahen Bauern, ihre Häuser, ihre Äcker, ihr Vieh, ihre Sorgen, ihre Freuden. Bauern sind auf der ganzen Welt die gleichen. Die Erde mit der unausweichbaren Gewalt ihrer Bewegung stampft sie zu gleichem Material ein. Sie werden Humus wie die einst verschiedenen Blätter der Buche und der Eiche, die Nadeln der Kiefer und der Tanne und die Halme des Weichkorns und des Roggens. Darum ist die Bewahrung ihrer völkischen Eigenart für sie selbst von viel geringerer Wichtigkeit als für uns, die wir mitten im tiefen Ungarn deutsche Dörfer in viele Jahrhunderte lang bewahrter Sprache und Tracht antrafen und nun von Erlaunen und heimatlichem Stolz in die Betrachtung gedrängt wurden, wie friedlich die Völker ineinanderstehen, wenn man sie von außen her in Ruhe läßt.

Am Ufer der Theiß lehrten wir um, einen Blick auf die unendliche Puszta, den ruhevoll allen weltlichen Dingen abgewandt dahinströmenden breiten, zart umbuschten Fluß zurücklassend, als letztes aber mit einem Erlebnis schließend, das unvergeßbar im Herzen mit der Landschaft und diesem Lande verbunden bleiben wird. Im hohen Sommer entsteigt der Theiß und nur ihr von allen Flüssen der Welt ein libellenartiges Insekt auf einmal und zugleich in Hunderttausenden. Mehr und mehr sind es am nächsten Tag, und endlich liegt es wie eine schimmernde Wolke über dem Gewässer und den Uferändern, und wer hineingerät, ist wie in einen schimmernden Mantel eingehüllt. Das Tier ist etwa zehn Zentimeter lang, hat einen hellgelben Kopf und Bruststück, einen dunkeln, in Ringen geteilten Leib, der in zwei langen, lyrageschweiften Fühlern endet, und trägt ziemlich kurze, dunkelbraune, dicke Flügelpaare. Einen Fress- und Verdauungsapparat hat es nicht — denn es lebt nur wenige Stunden! Etwa um drei Uhr des Nachmittags entsteigt es dem Wasser, fliegt beseligt, aufgeregt, rastlos hin und her, zum kühlen Wasser nieder, zur leuchtenden Sonne auf, sucht und findet sein Heißgeliebtes und stirbt, den reich erfüllten glücklichen Tag ein reines Leben wundervoll beendend. Ein solch beneidenswertes Wesen finden wir. Es ließ sich arglos greifen, hat es doch keine Zeit gehabt, das Mißtrauen zu erlernen. Es lag auf unserer falsch geöffneten Hand, schön in Form und Farbe, umhegt von unserm liebevollen Blick. Es lag ganz ruhig, schien zu zittern. Da riß plötzlich vom Kopf aus seine Haut, rollte sich kapuzenartig beiderseits gegen die Schultern auf, und tief glänzend in Schwarz und leuchtend in goldenem Gelb erschien verjüngt und herrlich ein neuer Leib. Nun wird das Zittern bestimmter, bewußter. Die Flügel legen sich flach an, die blasse, durchschimmernde Haut rollt sich weiter ab, zuckend, entzückt entschließen sich der alten Hülle wundervoll samtene Flügel, und in schnellerm Triebe entzittert nun der ganze Körper Glied für Glied dem bleichen Kleide. Nun hängt er nur noch in der langen Gabel ganz am Ende. Wir fassen sie, heben sie hoch, das fast befreite Tier nach abwärts hängend schwingt sich mächtig auf, reißt sich los und entschwebt, aufgebogen, aufgebäumt mit unbeschreiblichem, hindreichendem Schwung in die Luft, in das Licht, in unendliches Glück, noch zu der Überfülle des Erlebens das tiefe Mysterium einer Neugeburt gewinnend. Gebannt, verstummt, verlassen blieben wir zurück, das Auge von einem Blick der dämonisch wallenden Natur geblendet, das Herz von ihrem Atem brennend angehaucht. Nur schwer fanden wir zurück.

Wie schön bist du, Tisza Virag, „Blume der Theiß“, wie rein und erfüllt: wie möchten wir dich zum Sinnbild alles Wünschens machen für uns selbst und alle Menschen dieser verworrenen Zeit. Vor allem aber für dich, Ungarn, das du zum erstenmal in deiner Geschichte allein aufzustehen hast und frei der alten Bande ganz die Schönheit deiner Seele zu entfalten Gelegenheit hast. Und sei es auch nur für eine einzige, heilige Stunde!

Bücherbesprechungen.

Wirtschaftskunde.

Die Wirtschaft und die Gewerkschaften. Zwei Vorträge von Professor Dr. Hermsberg und H. Jäckel. (Verlagsgesellschaft des Allgemeinen Deutschen Gewerkschaftsbundes, Berlin.)

Professor Hermsberg will kein Wirtschaftsprogramm für Deutschland aufstellen, auch nicht ein solches der Gewerkschaften. Er gibt vielmehr eine Schilderung der wirtschaftlichen Lage, in der sich Deutschland heute befindet, und versucht, die sich daraus ergebenden gesamten Aufgaben der Gewerkschaften herauszustellen. Das die Lage der deutschen Wirtschaft weitgehend durch den Krieg und seine Folgen bestimmt ist, stellt er voran. Für grundsätzlich aber hält er die Vorstellung, als ob die einzelnen Völker geschlossene Wirtschaften mit einheitlicher Leistung und einheitlichem Willen darstellten. Er sieht weltwirtschaftlich, und darum gibt es für ihn keine nach Völkern geordnete und nach Völkern einheitlich arbeitende Wirtschaft. Daraus folgt auch, daß er die Gebietsverluste nicht so hoch einschätzt, wie es in weiten Kreisen geläufig ist. Verschiebung in den politischen Grenzen darf man nicht ohne weiteres als Verschiebung von Wirtschaftsgrenzen ansehen. Die Verschiebung der Rohstoffbasis durch den Friedensvertrag ist für die deutsche Wirtschaft nicht gleichbedeutend mit einem Verlust an Kohle, Eisen usw., denn die Rohstofffrage bleibt im wesentlichen bestimmt durch Transportkosten, die allerdings in etwa von den Grenzen abhängig sind. Die Absatzfrage bleibt entscheidend. Unsere Wettbewerbsfähigkeit soll mit untrer politischer Machtlosigkeit, die Hermsberg anerkennt, nicht sehr viel zu tun haben. Wir stehen nun — das ist das Entscheidende — auf dem Weltmarkt einer vollkommen veränderten Lage gegenüber. Dieser sich anzupassen, gibt es viele Wege, auf denen auch die Gewerkschaften mitarbeiten müssen. Einmal ist die Steigerung der Produktivität — nicht der Produktion —, weil diese ja nur eine Steigerung der produzierten Menge bedeuten würde, die nichts nützt, wenn sie nicht abgefeht werden kann. Die Steigerung der Produktivität muß eine Verbilligung der Produktion herbeiführen. Wo braucht sich über diese Formulierung nicht zu streiten, in ihrer Wirkung deckt sie sich mit dem Streben nach Konkurrenzfähigkeit der deutschen Wirtschaft. Als Ziel der Gewerkschaftsarbeit soll gelten: Wirtschaftsführung durch den Arbeitenden für den Arbeitenden. Die Vorstufe hier